



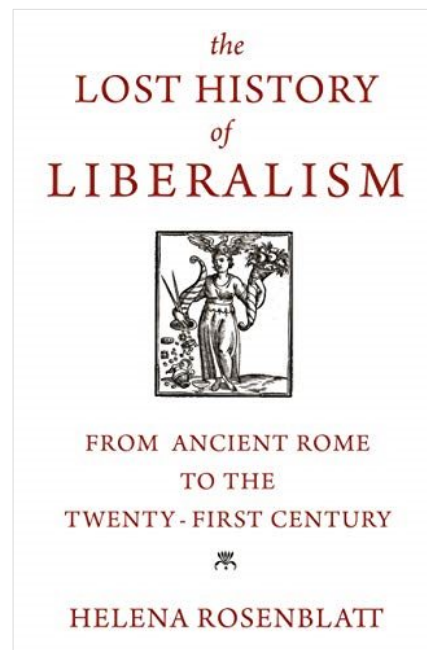
Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2020

Helena Rosenblatt: *The Lost History of Liberalism. From Ancient Rome to the Twenty-First Century.*

Princeton: University Press, 2018, 349 S., ISBN: 978-0-691-17070-1

Mit der vielfach diagnostizierten Krise der liberalen Demokratie, deren „Sterben“, „Zerfall“ und „Ende“ halb befürchtet, halb prognostiziert wird, steigt das Bedürfnis, sich über die Ideengeschichte des Liberalismus Rechenschaft abzulegen. Insbesondere in der angloamerikanischen Debatte erhält man bisweilen den Eindruck, dass es sich ganz nach dem Schema „Aufstieg und Fall“ um ein fast abgeschlossenes Kapitel handeln könnte. Allenthalben ist momentan von der Fragilität liberaler Demokratien die Rede, und die Erschütterungen der Parteiensysteme, der grassierende Antiliberalismus und Populismus, die Hinwendung zu Irrationalismus, Nationalismus und Verschwörungstheorien geben genug Anlass, Fukuyamas vor dreißig Jahren gefeierte Bestandsaufnahme vom liberalen Ende der Geschichte wieder zu kassieren.

Welche Versäumnisse sind einem selbstzufriedenen Westen anzulasten? Welche Wesenselemente der liberalen politischen Theorie sind zu aktivieren, um die Krise zu überwinden? So lauten die drängenden gegenwärtigen Fragen, die eine Inventur des liberalen Denkens erfordern. Jan-Werner Müller (*Furcht und Freiheit*, 2019) und Christoph Möllers (*Freiheitsgrade*, 2020) haben in ihren jüngsten Plädoyers jeweils auf eigene Weise für Erneuerung des Liberalismus geworben und dabei ein komplexes Verständnis von Freiheit eingefordert. So begrüßenswert es scheint, dass Müller an Judith Shklar's „Liberalismus der Furcht“ anknüpft und in der Sensibilisierung für Opfergruppen einen Katalysator für eine normative Vitalisierung liberaler Theorie sieht, so schwer ist die Befürchtung zu unterdrücken, dass sein ambitioniertes Plädoyer im akademischen Raum verhallt. Möllers Parteinahme für einen ganzheitlichen Liberalismus und seiner rhetorisch entschlossenen Ausrufung eines neuen Sozialliberalismus wird es ähnlich ergehen. Zu wenig erfährt man über die eigentlich virulenten Probleme, zu denen sich liberale Politik verhalten soll: die soziale Einhegung des Kapitalismus, die Gewährung von Lebenschancen und gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten oder die Pflege und Stärkung der „demokratischen Lebensform“. Die Verdienste dieser beiden rezenten Studien liegen darin, dass sie es angesichts der grassierenden Verteufelung des (Neo)Liberalismus vermögen, ein konstruktives Verhältnis zum Begriff aufzubauen. Was ihnen fehlt, ist der ideenhistorische Versuch, die Vielfalt der Liberalismen angemessen zu entfalten. In dieser Hinsicht hat die britische und amerikanische Liberalismusforschung gerade in den letzten Jahren neue Impulse gesetzt. Es sei nur an die Studien von Richard Bellamy, Michael Freedman und Alan Ryan erinnert, aber auch an die wichtige Gesamtdarstellung von Edmund Fawcett, die allesamt eine gesamteuropäische und transatlantische Sicht auf den Liberalismus etablieren, durchaus unter Einbeziehung auch der deutschen Entwicklungen.



Die New Yorker Historikerin Helena Rosenblatt hat mittlerweile eine weitere, im besten Sinne essayistische und innovative Gesamtdeutung vorgelegt. Ihre „verlorene Geschichte des Liberalismus“ bemüht sich einerseits um einen begriffshistorischen Ansatz, um den jeweils zeitgenössischen Auffassungen von Freiheit/Liberalität auf die Spur zu kommen, und möchte andererseits selbstgewisse anglophone Lesarten durch einen kontinentaleuropäischen Fokus irritieren. Sie demonstriert damit die historische Gebundenheit freiheitlicher Überzeugungen und konterkariert die Legende von nationalen Sonderwegen. Rosenblatt weiß, dass eine objektiv-allumfassende Ideengeschichte des Liberalismus einer Quadratur des Kreises gleichkäme. Jede konturierte Linienführung mündet in eine Narration, jede liberale Traditionsbildung gründet auf selektiver Rezeption. Als methoden- und problembewusste Historikerin legt sie ihr Besteck auf den Tisch, kennzeichnet die Grenzen ihres Ansatzes. Darin liegt die große Stärke ihres ebenso inspirierenden wie originellen Werkes.

Rosenblatt, die eine ausgewiesene Rousseau- und Constant-Expertin ist, möchte zeigen, dass die individualistische und kapitalistische Engführung eines Liberalismus, der von John Locke über Adam Smith bis Hayek Eigentum und Selbstverantwortung des Einzelnen ins Zentrum seiner Ideologie stellt, eine späte und verzerrende Konstruktion aus dem 20. Jahrhundert ist. Der Manchester-Liberalismus war eben nur eine Strömung unter vielen. Im Anschluss an Stephen Holmes' bahnbrechende Studie *Passions and Constraint* (1995) arbeitet sie die *civic values* und die Gemeinwohlorientierung als Kernelemente eines progressiven und emanzipativen Liberalismus heraus: „Liberals always saw themselves as fighting for the common good und continued to see this common good in moral terms.“ (S. 128)

Rosenblatts Sympathien gelten einem republikanischen Liberalismus, der sich für bürgerliche Gleichberechtigung, religiöse Toleranz, öffentliche Bildung, den Rechts- und Sozialstaat einsetzt. Der weit ausgreifenden Untertitel ihres Buches – „vom alten Rom bis ins 21. Jahrhundert“ – sollte den geneigten Leser nicht irritieren, denn gut drei Viertel des Textes behandeln die Blütezeit des Liberalismus: das 19. Jahrhundert, in dem sich die Autorin bestens auskennt, vor allem in Frankreich. Ihr begriffsgeschichtlicher Ansatz trennt die Wortbedeutung von Freiheit oder „liberal“ vom erst Anfang des 19. Jahrhunderts geprägten Liberalismus als politischer Ideologie. Deswegen ist es ihr möglich, Ciceros Tugendideal des freien Bürgers (9 f.) und Montaignes Lob einer politischen Liberalität, die Gerechtigkeit und kollektive Beratschlagung praktiziert (S. 15 f.), als Auftakt in eine Geschichte des liberalen Denkens zu integrieren.

Rosenblatt verschweigt nicht, dass die meisten nominellen Liberalen im bürgerlichen Zeitalter misstrauisch und feindlich gegenüber der Demokratie eingestellt blieben; sie thematisiert die dunklen Seiten des Liberalismus: den bürgerlichen Elitismus, die Indifferenz gegenüber Armut, den Sexismus, den Rassismus und Imperialismus. Aber sie entwickelt einen wachen Sinn für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, für die Pioniere mit zukunftsweisenden Konzepten ebenso wie für die Vertreter einer skeptischen Vernunft, die sich wie Tocqueville gegen ihre ursprünglichen Überzeugungen nicht nur ins unvermeidlich Erscheinende fügten, sondern das heraufziehende demokratische Zeitalter scharfsinnig analysierten und dabei eigene Vorurteile revidierten.

In ihrem Zugriff auf Probleme zeigt Rosenblatt ein ums andere Mal Strukturanalogien zur Gegenwart auf. Wenn sie das Verhältnis von Liberalismus und Cäsarismus diskutiert, beschleicht den Leser das Gefühl, dass die aktuelle Populismus-Debatte nicht so viel Neues enthält. Ihre Ausführungen zur Eugenik, die in Reihen progressiver Liberaler um die Jahrhundertwende zahlreiche Anhänger hatte, führen vor Augen, wie sich Machbarkeitswahn und Technokratie aller normativen Bremsvorrichtungen entledigen können (S. 235 ff.). Ihr Rückblick auf Gedankenexperimente eines liberalen Sozialismus, der den Mittelweg zwischen zwei sich vermeintlich aus-

schließenden Ideen sucht, weitet noch einmal den Gedankenhorizont und führt vor, dass die kapitalistische Wirtschaftsordnung stets lenkende Eingriffe benötigt hat. (Erstaunlicherweise findet John Maynard Keynes als Impulsgeber des liberalen Denkens – nicht nur auf ökonomischer Ebene – in ihrem Buch keine Erwähnung.) Nebenbei entdeckt die Autorin die Geburtsstunde eines semantischen Vorgriffs als Verheißung, denn die französischen Journalisten Auguste Nefftzer und Charles de Montalembert hoben Anfang der 1860er den Begriff der „liberalen Demokratie“ aus der Taufe (S. 161-164).

Rosenblatt ist keine naive Apologetin des Liberalismus. Sie ergreift jedoch durchaus Partei für einen kämpferischen demokratischen Sozialliberalismus, der über den Tag hinausblickt. Die wesentliche Stärke liberalen Denkens sieht sie in seiner Fähigkeit zur Selbstverbesserung und Erneuerung, um seine freiheitlichen Grundüberzeugungen in veränderten sozialen und politischen Lagen immer wieder zur Geltung zu bringen. In Rosenblatts luzider Republikanisierung des Liberalismus schwingt Hannah Arendts düstere Analyse der Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft mit: Erst die liberale Fixierung auf Individualisierung konnte zur Atomisierung und Verlorenheit der Einzelnen führen, die dann wie Magneteilchen den totalitären Bewegungen folgten. Anders als Arendt möchte sie nicht auf den Liberalismusbegriff verzichten: „Forgotten was the fact that liberals had championed community and morals for centuries“ (S. 274). Liberale sollten, so ihr Rat, wieder Zugang zu den reichen Ressourcen ihres Denkens finden, die sich jenseits des neoliberalen Dogmatismus entdecken lassen. Eine deutsche Übersetzung dieser ebenso klugen wie stilistisch brillanten Schrift ist in hohem Maße wünschenswert.

München

Jens Hacke



**ARCHIV DES
LIBERALISMUS**

Friedrich Naumann Stiftung
Für die Freiheit.

in Kooperation mit

